



**SIGRID METZ-GÖCKEL/
CHRISTINA MÖLLER/
NICOLE AUFERKORTE-
MICHAELIS:
WISSENSCHAFT ALS
LEBENSFORM – ELTERN
UNERWÜNSCHT?**

Kinderlosigkeit und
Beschäftigungsverhältnisse
des Wissenschaftlichen
Personals aller Nordrhein-
Westfälischen Universitäten

Verlag Barbara Budrich,
Opladen 2009,

ISBN 978-3-86649-093-2,
215 Seiten, 19,90 €

Der Wissenschaftsbereich gehört zu den gesellschaftlichen Feldern, in denen eine Vereinbarkeit von qualifizierter Berufstätigkeit und aktivem Familienleben besonders schwer zu sein scheint. Belastbares empirisches Wissen darüber, wie viele und welche Studierenden Kinder haben, ist vergleichsweise rar. Und auch darüber, wie es sich mit dem Kinderhaben beim wissenschaftlichen Personal in Hochschule und Forschung verhält, ist wenig bekannt. Weitgehend fraglos wird die vermeintliche Unvereinbarkeit von Wissenschaft und Elternschaft als vorgeblich unvermeidbare Nebenfolge des Arbeitsethos und der Arbeitsbedingungen im Wissenschaftssystem hingenommen. An diesem Problem setzt das durchweg gut lesbare Buch von Sigrid Metz-Göckel, Christina Möller und Nicole Auferkorte-Michaelis an. In der zugrunde liegenden Studie fragen die drei Hochschulforscherinnen, „inwiefern wissenschaftliche Karriere und Elternsein in einem System zu vereinbaren sind, das keine Unterscheidung von Lebenszeit in Arbeits- und Freizeit oder gar Familienzeit kennt, sondern dazu tendiert, die ganze Person in Anspruch zu nehmen“ (S. 14).

Den Kern bildet die Untersuchung des wissenschaftlichen Personals aller 21 nordrhein-westfälischen Universitäten hinsichtlich der Beschäftigungsverhältnisse und des Elternseins. Dabei wurden die beiden Statusgruppen des sogenannten wissenschaftlichen Mittelbaus, der mehrheitlich befristet beschäftigt ist, und der Professuren getrennt und differenziert nach Geschlecht betrachtet. Als empirische Grundlagen dienen die Daten des Landesamtes für Datenverarbeitung und Statistik sowie des Landesamtes für Besoldung und Versorgung für die Jahre 1994 und 2004, die für die Untersuchung zusammengefügt wurden. Ergänzend wurden 17 leitfadengestützte Interviews mit befristet beschäftigten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern der Universitäten Dortmund und Duisburg-Essen durchgeführt. Die Befragten gehörten verschiedenen Fachrichtungen an und hatten zum Interviewzeitpunkt Kinder bzw. waren kinderlos. In theoretischer Hinsicht gehen die Autorinnen von „Wissenschaft als Lebensform“ und der „Institutionenstrukturiertheit des wissenschaftlichen Lebenslaufs“ (S. 15) aus, wobei leider der hierfür verwendete „Lebenswelt- und Lebenslaufansatz“ (S. 15) kaum explizit ausgeführt wird. Dieser theoretische Rahmen verdeutlicht, dass die Verfasserinnen Kinderhaben bzw. Kinderlosigkeit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern nicht nur als auf individuellem Handeln beruhend, sondern auch als institutionell bedingt verstehen. Die Entscheidung für oder gegen Elternschaft wird somit als verknüpft mit den als prekär bezeichneten Beschäftigungsbedingungen und der damit verbundenen unsicheren Zukunftsperspektive gedeutet.

Das Buch ist in 13 Kapitel sehr unterschiedlichen Umfangs mit manchmal nur sehr knapper Argumentation gegliedert, die durch eine Einleitung (Kap. 1) und eine Zusammenfassung (Kap. 13) eingerahmt werden. Eingangs geben die Autorinnen einen Überblick über das Spannungsverhältnis von wissenschaftlicher Karriere und Elternschaft

(Kap. 2) und stellen das Konzept der asymmetrischen Geschlechterkultur an Hochschulen vor (Kap. 3). In den folgenden Kapiteln werden die Bedingungen und Beziehungen der Elternschaft (Kap. 4) und zur Elternschaft qualifizierter Paare (Kap. 5) – eingebettet in allgemeine Befunde zur demografischen Entwicklung – dargestellt. Dann umreißen die Verfasserinnen die Rahmenbedingungen für die universitären Beschäftigungsverhältnisse (Kap. 6) und für die wissenschaftlichen Qualifizierungsprozesse (Kap. 7) mit Blick auf die strukturellen und lebenslaufbezogenen Folgen für das Elternsein. Der empirische Teil der Studie besteht aus Darstellungen zur Datenermittlung und zum methodischen Vorgehen (Kap. 8) sowie den Ergebnispräsentationen der statistischen Auswertungen und der qualitativen Interviews zum akademischen Mittelbau (Kap. 9) und der Daten zu den Professuren (Kap. 10). Er wird abgeschlossen mit Angaben zu Bedarf und Qualität von Kinderbetreuungsangeboten seitens des wissenschaftlichen Personals (Kap. 11). Eine Fallstudie zur Technischen Universität Dortmund zeigt schließlich, wie sich die Struktur der aggregierten Daten auf Landesebene exemplarisch abbildet (Kap. 12).

Die Studie belegt eindrücklich, dass die wissenschaftlichen Qualifizierungsanforderungen und die Rahmenbedingungen der Beschäftigungsverhältnisse im akademischen Mittelbau für Kinder „systembedingt“ (S. 195) immer weniger Platz lassen. „Ein Leben mit Kindern und eine wissenschaftliche Karriere zu verbinden, fordert zunehmend auch die neue Vätergeneration unter den Wissenschaftlern heraus und ‚beeinträchtigt‘ ihre Karriere. Die Vereinbarkeitsleistungen der Mütter, die sich für eine wissenschaftliche Karriere entschieden haben, sind jedoch weiterhin deutlich höher und anspruchsvoller. Die beiden Ausschlussbereiche ‚Mutterschaft‘ und ‚Wissenschaftskarriere‘ werden zum Drahtseilakt für diejenigen, die sich trotz der wissenschaftlichen Herausforderungen für eine Familiengründung entscheiden“ (S. 144). Für die Ebene der Professuren zeigt die Untersuchung, dass Professoren im Vergleich zu Professorinnen mehr als doppelt so häufig Kinder haben, wenn auch mit abnehmender Tendenz, denn die Kinderlosen unter ihnen hätten zugenommen. Bei den Professorinnen hingegen nehme die Kinderlosigkeit ab, und es fänden sich mehr Mütter.

Die Schlussfolgerungen der Autorinnen münden in die Forderung nach einer „Humanisierung der Universität als Arbeitsplatz“ (S. 197), wobei leider konkrete Vorschläge fehlen, wie dies aussehen könnte. Hier hätte ein Blick über die nationalstaatlichen Grenzen hinaus in andere Wissenschaftssysteme weiterführend sein können. Das schmälert jedoch nicht den Verdienst der Untersuchung, den problematischen Zusammenhang zwischen generativem Handeln und wissenschaftlicher Tätigkeit empirisch ausgeleuchtet zu haben. So ist die Studie nicht nur wissenschaftlich ertragreich, sondern in ihren Ergebnissen auch für die Wissenschafts- und Hochschulpolitik unverzichtbar. ■

Heike Kahlert, Rostock